

WISSENSCHAFTLICH SCHREIBEN

Wer einen Text verfassen will, welcher mit dem Adjektiv „wissenschaftlich“ ausgezeichnet werden soll, der kommt um „wissenschaftliches Schreiben“ nicht herum. Meistens erscheint „wissenschaftlich Schreiben“ eine sehr komplizierte, ja, bisweilen unlösbare Aufgabe. Doch ist das wirklich nur etwas für Experten? Für langjährige professionelle Wissenschaftler? Das Studium dient dazu, wissenschaftliches Schreiben zu erlernen und zu üben. Viele, die sich am Ende dann damit konfrontiert sehen, glauben dennoch an dieser Aufgabe scheitern zu müssen, spätestens wenn die Magisterarbeit vor der Tür steht.

Deswegen ist es vielleicht ganz hilfreich, sich damit auseinanderzusetzen, was „wissenschaftliches Schreiben“ überhaupt ist, und diesem merkwürdigen Begriff etwas von seiner beängstigenden mystischen Erhabenheit zu nehmen, die ihm akademisches Expertentum und -tun aufgedrückt haben.

Was ist „Wissenschaftlichkeit“?

Im Folgenden sollen ein paar Punkte angesprochen werden, die gemeinhin Definitionen von Wissenschaftlichkeit beeinflussen, die aber mitunter sehr häufig falsch verstanden werden.

Objektivität

„In dem Glauben, Wissenschaft müsse immer „objektiv“ sein, eliminieren die meisten Studierenden sich selbst als Subjekte der Wissenschaft“, kritisiert Kruse (1995: 59). Dabei ist Wissenschaft ohne WissenschaftlerInnen nicht möglich. In der Ethnologie wurden textuelle Praktiken der „Verschleierung des Forschers“ kritisiert, welche ein in sich geschlossenes Bild der „Forschungsobjekte“ präsentierten, als ob niemals irgendjemand die jeweiligen Beobachtungen selbst gemacht hätte. Anstatt das Wort „ich“ aus den Texten zu eliminieren, ist das, was „Wissenschaft“ ausmacht, viel eher die Offenlegung der Position der Schreibenden/Forschenden und des Weges, durch welchen wissenschaftliche Erkenntnisse erlangt wurden.

Abstraktion

Wissenschaftliche Texte erscheinen immer furchtbar abstrakt. Anstatt zu beschreiben wird nur analysiert. Doch kommt keine Analyse ohne vorherige Beschreibung aus.

Richtige / falsche Ergebnisse

Mit wissenschaftlichen Aufgaben ist oft die Angst etwas Falsches zu schreiben verbunden. Doch lebt Wissenschaft gerade aus ihren Kontroversen und ihrer Vielfalt. Die meisten wissenschaftlichen Wahrheiten werden spätestens mit dem nächsten Paradigmenwechsel wieder in Frage gestellt. Und auch wenn Wissenschaft zu Kanonisierung und Dogmatisierung tendiert, so ist sie „de facto ... längst von einem methodischen Pluralismus geprägt“ (Kruse 1995: 60). „Richtige“ Wissenschaft gibt es nicht!

Fakten

Fakten werden meistens als die unumstößlichen Tatsachen angesehen, welche für die Qualität wissenschaftlicher Texte unerlässlich sind. Doch was, wenn ein Zusammenhang einmal nicht

ganz so eindeutig wird, wenn eine Analyse widersprüchliche Schlussfolgerungen zulässt. Ist es nicht vielleicht viel interessanter und letztendlich auch „wissenschaftlicher“ *Fragen aufzuwerfen* anstatt *Fakten zu repräsentieren*, welche die Realität dann doch nur unvollständig wiedergeben?

Der Ablauf des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses

Oft meinen angehende WissenschaftlerInnen zuerst eine Fülle von Erkenntnissen und Forschungsergebnissen haben zu müssen, um diese auch aufschreiben zu können. Dabei wird übersehen, dass wissenschaftliches Schreiben *Teil* eines umfassenden Erkenntnisprozesses ist. Ich muss nicht erst etwas herausfinden, um es dann aufschreiben zu können. „Ich schreibe, *weil* ich etwas herausfinden will. Ich schreibe um etwas zu lernen, was ich noch nicht wusste bevor ich es schrieb.“ (Richardson 2000: 924)

Es ließen sich noch viele Punkte hinzufügen. Generell lässt sich festhalten:

Wissenschaft ist wesentlich weniger kompliziert, an feste Regeln gebunden und starr als gemeinhin angenommen. Otto Kruse (1995: 59) schlägt folgende Definition von Wissenschaft vor:

Wissenschaft und wissenschaftliches Denken beginnen dort, wo ich bereit bin, meinem eigenen Denken zu trauen, es zu explizieren, auf die Meinungen anderer zu beziehen und seine Resultate in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen.

Und daher hat Wissenschaft primär nichts mit irgendwelchen Methoden, Formalien, Objektivität etc. zu tun sondern mit *Mut*. Sie erfordert „den Mut, selbstständig zu denken, dem eigenen Denken zu trauen, sich auf vorhandene Wissenschaft zu beziehen und sich auf eine Kommunikation mit der ‚scientific community‘ einzulassen.“ (ebd.)

Postmoderner Kontext – Poststrukturalismus

Wir bewegen uns heute in einem Kontext, der mit dem Begriff „postmodern“ charakterisiert wird. Laurel Richardson (2000: 928f.) sieht dies als ein großes Glück an. „Der Kern des Postmodernismus ist der *Zweifel*. (...) Eine postmoderne Position erlaubt uns [daher] „etwas“ zu wissen, ohne verlangen zu müssen, alles zu wissen.“

Eine Schlüsselrolle spielt die Sprache. Egal ob es außer-/vorsprachliches Denken gibt oder nicht, die Ergebnisse des Denkens können nur in Sprache ausgedrückt werden. Spätestens dabei *strukturiert* die Sprache das Denken (Kruse 1995: 64).

„Poststrukturalismus verknüpft Sprache, Subjektivität, soziale Organisation und Macht. ... Sprache „reflektiert“ nicht soziale [bzw. außersprachliche] Realität, sondern produziert Bedeutung, erschafft soziale Realität.“ (Richardson 2000: 928f.) Verschiedene Sprachen und verschiedene Diskurse innerhalb einer Sprache unterteilen die Welt auf unterschiedliche Weise. Daher müssen wir der Sprache auch immer ein gewisses Misstrauen entgegenbringen. Das impliziert aber auch ein Misstrauen entgegen herrschender wissenschaftlicher Diskurse/ Autoritäten und auch Diskurse *über* Wissenschaft.

Zur Diskussion um wissenschaftliches Schreiben kann der Poststrukturalismus vor allem zweierlei beitragen: „Erstens führt er uns zu einem reflexiven Verständnis von uns selbst als Personen, welche von spezifischen Positionen aus zu spezifischen Zeitpunkten schreiben; und zweitens befreit er uns von dem Versuch einen einzigen Text zu schreiben in welchem wir alles gleichzeitig zu jedem sagen wollen.“ (ebd.)

Worauf sollte ich beim Verfassen „wissenschaftlicher“ Texte konkret achten?

Trotz aller Relativitäten gibt es aber natürlich ein paar Konventionen, die es von denjenigen zu beachten gilt, welche in der „*scientific community*“ akzeptiert werden wollen. Es folgen ein paar handfeste Regeln der Wissenschaftssprache, von welchen aber keine dogmatisch verwendet werden sollte (nach Kruse 1995: 67-69):

Belegen: Behauptungen, insbes. Meinungen anderer Personen müssen belegt werden, z.B. durch Zitieren und/ oder Paraphrasieren.

Paraphrasieren: Ideen und Meinungen aus anderen wissenschaftlichen Texten müssen in eigenen Worten wiedergegeben werden.

Zitieren: Wörtlich wiedergegebene Textstellen müssen zitiert werden (durch Anführungszeichen bzw. eingerückte Absätze. Hierfür gibt es unterschiedliche Konventionen).

Begründen: Alle Aussagen müssen begründet werden, ebenso das Vorgehen/ die angewandten Methoden. Es ist durchaus legitim, Behauptungen aufzustellen, die man nicht *belegen* kann; *begründen* warum, ist jedoch unerlässlich. Zum Begründen sind Argumente wichtig.

Bezüge herstellen: Aussagen müssen auf vorhandene Literatur bezogen werden.

Begriffe definieren und präzisieren: Erklärungen, wie Wörter/ Konzepte verwendet werden, sind unerlässlich. Meist ist dies mit der Zuordnung zu einer Schule/ einem Diskurs verbunden.

Systematisch vorgehen: Das wissenschaftliche Vorgehen muss nachvollziehbar sein. Die Systematik sollte dargestellt und begründet werden.

Differenzieren: Gegenmeinungen zu einer Aussage sollten zumindest benannt, wenn nicht diskutiert werden.

Widersprüche eliminieren und logisch schließen: Idealerweise sollten wissenschaftliche Texte widerspruchsfrei, und Schlussfolgerungen logisch folgerichtig sein.

Werte explizieren: Wertfrei zu schreiben ist fast unmöglich. Werte sind weder richtig noch falsch, es ist aber wichtig, sie nicht als gegeben vorauszusetzen sondern zu explizieren.

Was passiert beim „Schreiben“?

Schreibprozesse zeichnen sich insbesondere durch ihre Komplexität aus. Dies ist ein Grund, warum sich viele oft dadurch überfordert fühlen. Logische, semantische, grammatikalische, motorische u. kommunikative Fähigkeiten müssen zusammentreffen, um einen Schreibfluss zu erzeugen, der zu einem Text führt. Mehrere Aufgaben müssen gleichzeitig geleistet werden.

Otto Kruse (1995, Kapitel 3 passim) teilt das wissenschaftliche Schreiben grob in drei Prozesse ein, welche sich wiederum in Subprozesse aufspalten lassen:

- Planen / Vorbereiten (Material suchen, organisieren, Ziele formulieren)
- Übersetzen (Transformieren des strukturierten Materials)
- Bearbeiten (Lesen des Geschriebenen, bewerten u. korrigieren)

Subprozesse:

- Generieren (Abrufen von relevantem Material aus Gedächtnis)
- Organisieren (nützliche Informationen werden ausgewählt und in Schreibplan integriert)
- Ziele setzen (während des Generier-Prozesses wird reflektiert)
- Übersetzen/Versprachlichen

- Evaluieren (lesen)
- Revidieren (wenn Problem entdeckt dann *rewriting*)
- Monitoring (Gesamtprozess überwachen/steuern)

Diese Prozesse passieren in der Regel gleichzeitig. Die Lösung der Gesamtaufgabe hängt von der Lösung der Teilaufgaben ab.

Schreiben und Emotionen

Schreiben ist nicht nur Sache des Verstandes. Ohne emotionale Beteiligung lässt sich kein Text verfassen. Folgende Gefühle sind (u.a.) in den Schreibprozess involviert.

- Der *Vorgang des Schreibens* produziert Gefühle (Erfahrungen von stockendem Schreiben, flüssigem Schreiben, Blöcken oder Erleben der eigenen Kreativität). Er ist ein selbstbestätigender Vorgang, der das Selbstwertgefühl anspricht.
- *Ästhetische Ansprüche*, die mit dem Schreiben verbunden sind. Sie beruhen auf der Leseerfahrung. Vorstellungen von Stil sind aber meistens sehr diffus und beinhalten oft eine allgemeine unklare Vorstellung von „gutem Schreiben“.
- Gefühle, die sich auf die *Arbeitsbedingungen beim Schreiben* beziehen. Schreiben ist eine *Tätigkeit!* Gefühle, die dem Schreiben entgegengebracht werden, variieren, entsprechend der Qualität der äußeren Bedingungen. Ein gut ausgerüsteter Arbeitsplatz ist essentiell!
- Gefühle, die sich auf die *biographische Bedeutung* des Textes beziehen. Examensarbeiten, Doktorarbeiten etc. können eine große Bedeutung in der Bildungskarriere eines Menschen haben (Stolz und Versagensängste). Vorsicht! Druck kann aufgebaut werden. Außerdem kann es inhaltliche Verknüpfungen des Themas mit der eigenen Biographie geben; ein Bewusstsein darüber ist unerlässlich.
- Gefühle beziehen sich auch auf den *Adressaten*. An wen schreibe ich? Vormeinungen über das Publikum beeinflussen den Prozess. Eine Unklarheit über das Publikum kann zu Problemen führen.
- Gefühle bezüglich *Ideen oder Theorien*. Alle WissenschaftlerInnen entwickeln eine intensive emotionale Beziehungen zu den Ideen, Theorien, Methoden oder einzelnen Begriffen – diese sind aber meistens gut versteckt in Druckversionen von Arbeiten. Sich mit diesen Gefühlen auseinandersetzen ist wichtig.

Schreiben ist immer auch Selbsterfahrung. Es zwingt uns ununterbrochen, emotionale Präferenzen zu treffen. Im journalistischen Schreiben gewinnt ein subjektiver Schreibstil immer mehr Bedeutung. Dieser Stil beschreibt nicht einfach ein Objekt, sondern, wie das Subjekt diesem Objekt begegnet ist. Bei wissenschaftlichen Texten fehlt das oft und oft wüsste man gerne mehr über Autoren. „Ich kann diese Theorie einfach nicht leiden,“ wäre oft ein hilfreicher Hinweis für die Leserin oder den Leser.

(vgl. Kruse 1995, Kapitel 3 passim)

Literatur:

KRUSE, Otto (1995), *Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durch Studium*, Frankfurt/New York: Campus.

RICHARDSON, Laurel (2000), „Writing. A Method of Inquiry“, in: N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (eds.), *Handbook of Qualitative Research*, Thousand Oaks (CA): Sage.